

Kevin Brooks
Lucas

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.

Eines Tages ist er einfach da: Lucas. Niemand weiß, wer er ist, wo er herkommt und was er hier auf der Insel will. Cait ist von Anfang an fasziniert von diesem rätselhaften Jungen und bald entspinnt sich im Geheimen etwas ganz Zartes, Schönes zwischen den beiden, für das Cait keinen Namen findet. Doch die Inselbewohner beäugen den Fremden misstrauisch und sind bereit, ihm jede Schandtat anzuhängen, die auf der Insel passiert. In der schwülen Sommeratmosphäre spitzt sich die Lage bald unbegreiflich zu – und Cait, die bedingungslos zu Lucas steht, gerät mitten hinein in eine Hetzjagd um Leben und Tod.

© Foto: privat



Kevin Brooks, geboren 1959, studierte in Birmingham und London, spielte Gitarre in einer Punkrockband und schrieb eigene Songs. Sein Geld verdiente er lange mit Gelegenheitsjobs. Seit dem großen Erfolg seines Debütromans ›Martyn Pig‹ ist er freier Schriftsteller. Er wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis 2006 und dem Buxtehuder Bullen für ›Lucas‹ und 2009 mit dem

Deutschen Jugendliteraturpreis für ›The Road of the Dead‹. Für ›Bunker Diary‹ erhielt er 2014 die Carnegie Medal.

Uwe-Michael Gutzschhahn, geboren 1952, hat alle auf Deutsch erschienenen Bücher von Kevin Brooks übersetzt. Er studierte deutsche und englische Literatur in Bochum und lebt als Übersetzer, Autor, Herausgeber und freier Lektor in München.

Kevin Brooks

Lucas

Roman

Aus dem Englischen von
Uwe-Michael Gutzschhahn

dtv
The logo for dtv (Deutscher Taschenbuch-Verlag) features the lowercase letters 'dtv' in a bold, sans-serif font. A thin, curved line is positioned below the letters, starting under the 'd' and ending under the 'v'.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Kevin Brooks sind bei **dtv junior** außerdem lieferbar:

Martyn Pig
Candy
Kissing the Rain
The Road of the Dead
Being
Black Rabbit Summer
Killing God
iBoy
Live Fast, Play Dirty, Get Naked
Bunker Diary
Travis Delaney – Was geschah um 16:08?
Johnny Delgado – Im freien Fall
Johnny Delgado – Der Mörder meines Vaters
I see you Baby ... (mit Catherine Forde)



Deutsche Erstausgabe
12. Auflage 2016
2005 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2003 The Chicken House
Text copyright © 2003 Kevin Brooks
Titel der englischen Originalausgabe:
›Lucas‹, 2003 erschienen bei The Chicken House, 2 Palmer St,
Frome, Somerset, BA11 1DS, England
The author has asserted his moral rights.
All rights reserved.
© für die deutschsprachige Ausgabe:
2005 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder
Lektorat: Beate Schäfer
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Optima 11/14'
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70913-2

Für Susan –
für alles,
für immer

Es war mein Vater, der die Idee hatte, ich sollte über Lucas, Angel und alles andere, was im letzten Sommer passiert ist, schreiben. »Du wirst dich dadurch nicht besser fühlen«, sagte er, »vielleicht wird sogar eine Weile alles noch schlimmer. Aber du darfst nicht zulassen, dass die Traurigkeit in dir drinnen stirbt. Du musst ihr ein bisschen Leben gönnen. Du musst . . .«

» . . . alles rauslassen?«

Er lächelte. »So ungefähr.«

»Ich weiß nicht, Dad«, seufzte ich. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich eine Geschichte schreiben kann.«

»Ach was, Unsinn. Jeder kann eine Geschichte schreiben. Es ist das Einfachste von der Welt. Was glaubst du, wie ich es sonst schaffen würde, damit mein Geld zu verdienen? Du musst nur die Wahrheit erzählen, genau so, wie es war.«

»Aber ich weiß nicht, wie es war. Ich kenne nicht alle Details, alle Fakten –«

»Geschichten sind keine Fakten, Cait, auch nicht Details. Geschichten sind Gefühle. Du hast doch deine Gefühle, oder etwa nicht?«

»Eher zu viele«, sagte ich.

»Na bitte, das ist alles, was du brauchst.« Er legte seine Hand auf meine. »Wein dir eine Geschichte, Kleines. Es geht. Glaub mir.«

Und genau das hab ich gemacht, ich habe mir eine Geschichte geweint.

Und das ist sie.

Caitlin McCann

Eins

Ich sah Lucas zum ersten Mal letzten Sommer an einem sonnigen Nachmittag Ende Juli. Natürlich wusste ich da noch nicht, wer er war . . . das heißt, wenn ich es mir genau überlege, wusste ich nicht einmal, *was* er war. Das Einzige, was ich vom Rücksitz des Wagens aus erkennen konnte, war eine grün gekleidete Gestalt, die im flimmernden Dunst der Hitze den Damm entlangtrottete; eine schwächliche, zerlumpte Person mit einem Wuschelkopf aus strohblondem Haar und einer Art zu gehen – ich muss immer noch lächeln, wenn ich dran denke –, einer Art zu gehen, als würde er der Luft Geheimnisse zuflüstern.

Wir waren auf dem Weg vom Festland zurück.

Dominic, mein Bruder, war bei Freunden in Norfolk gewesen, nachdem er einen Monat zuvor sein erstes Jahr an der Uni beendet hatte. Am Morgen hatte er angerufen, er sei auf dem Weg nach Hause. Sein Zug sollte um fünf ankommen und er hatte gefragt, ob wir ihn am Bahnhof abholen würden. Eigentlich hasst es Dad, gestört zu werden, wenn er schreibt (was er fast immer tut), und genauso hasst er es, irgendwohin zu müssen, aber wenn man mal vom üblichen Seufzen und

Stöhnen absah – *Warum kann der Junge kein Taxi nehmen? Was hat er gegen den verdammten Bus?* –, dann konnte ich am Blitzen in seinen Augen erkennen, dass er sich ehrlich darauf freute, Dominic wiederzusehen.

Nicht dass Dad unglücklich war, die ganze Zeit mit mir zu verbringen, aber seit Dom an der Uni war, hatte er, glaube ich, das Gefühl, als fehle etwas in seinem Leben. Ich bin sechzehn (damals war ich fünfzehn) und Dad ist irgendwas über vierzig. Schwierige Alter – für uns beide. Erwachsen werden, erwachsen sein müssen, Mädchensachen, Männersachen, mit Gefühlen klarkommen, die keiner von uns versteht . . . das ist nicht leicht. Wir können einander nicht immer geben, was wir brauchen, egal wie sehr wir uns bemühen. Manchmal hilft es einfach, jemanden dazwischen zu haben, jemanden, an den man sich wenden kann, wenn einem die Dinge über den Kopf wachsen. Wenn sonst nichts, so war Dominic doch zumindest immer ein guter Vermittler gewesen.

Natürlich war das nicht der einzige Grund, warum Dad sich freute ihn wiederzusehen – Dominic war schließlich sein Sohn. Sein Junge. Er war stolz auf ihn. Er machte sich Sorgen um ihn. Er liebte ihn.

Ich auch.

Aber irgendwie war ich nicht ganz so aufgeregt ihn wiederzusehen wie Dad. Ich weiß nicht, warum. Nicht dass ich ihn nicht sehen *wollte*, ich wollte es ja. Es war nur . . . ich weiß auch nicht.

Irgendwas störte mich.

»Bist du fertig, Cait?«, hatte Dad gefragt, als es Zeit war aufzubrechen.

»Warum fährst du nicht allein?«, schlug ich vor. »Dann könnt ihr euch auf dem Rückweg mal so richtig ausquatschen zwischen Vater und Sohn.«

»Ach, komm, er will doch auch seine kleine Schwester wiedersehen.«

»Na gut, warte eine Sekunde. Ich hol eben Deefer.«

Dad hat fürchterliche Angst, allein zu fahren, seit Mum vor zehn Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist. Ich versuche ihn immer zu ermutigen, aber ich mag auch nicht zu sehr drängen.

Jedenfalls waren wir aufs Festland gefahren und hatten Dominic vom Bahnhof abgeholt, und da saßen wir nun alle – die ganze Familie McCann in unseren altersschwachen Fiesta gestopft, auf dem Weg zurück zur Insel. Dad und Dominic vorn, ich und Deefer auf der Rückbank. (Deefer ist übrigens unser Hund. Ein großes, schwarzes, übel riechendes Etwas mit einem weißen Streifen über dem einen Auge und einem Kopf groß wie ein Amboss. Dad behauptet immer, Deefer sei eine Mischung aus Stinktief und Esel.)

Dominic hatte, seit er seinen Rucksack in den Kofferraum geworfen und in den Wagen gestiegen war, nonstop geredet. Uni hier, Uni da, Schriftsteller, Bücher, Zeitschriften, Partys, Leute, Geld, Clubs, Konzerte . . . er unterbrach sich nur, wenn er eine Zigarette anzündete, was ungefähr alle zehn Minuten der Fall war. Und wenn ich sage Reden, dann meine ich nicht Sich-Unterhalten, sondern Brabbeln wie blöde. »... Ich sag dir, Dad, du würdest es verdammt nicht glauben . . . diese Idioten haben doch tatsächlich verlangt, dass wir *EastEnders*

gucken, Himmel noch mal ... Soll irgendwas mit *Massenkultur* zu tun haben, was immer das sein mag ... Und noch so eine Sache, die allererste Vorlesung, ja? Ich sitze da, höre diesem schwachsinnigen alten Professor zu, der über *Marxismus* oder sonst irgendeinen Scheiß rumschwafelt, und denk mir meinen Teil. Plötzlich hört er auf zu reden, sieht mich an und fragt: ›Warum machen Sie sich keine Notizen?‹ Ich konnt's nicht *fassen*. *Warum machen Sie sich keine Notizen?* Scheiße! Ich dachte, Uni hätte was mit freier Willensentscheidung zu tun, weißt du? Erziehung zur Mündigkeit und Eigenverantwortung, die Freiheit, im eigenen Tempo zu lernen ...«

Und und und. In einer Tour immer so weiter.

Das gefiel mir nicht.

Die Art, wie er sprach, sein ständiges Fluchen, wie er seine Zigarette rauchte und mit den Händen herumwedelte wie ein Möchtegern-Intellektueller ... es war nur peinlich. Ich fühlte mich unwohl – es war dieses Zusammenzucken vor Unbehagen darüber, dass jemand, den du gern hast und der dir nahe steht, plötzlich anfängt sich wie ein kompletter Idiot zu benehmen. Und es gefiel mir auch nicht, dass er mich so vollkommen ignorierte. Gemessen an der Aufmerksamkeit, die ich von ihm bekam, hätte ich auch gar nicht da sein können. Ich fühlte mich wie ein Fremder in unserem eigenen Auto. Erst kurz bevor wir die Insel erreichten, unterbrach sich Dominic, um Luft zu holen, drehte sich um, kraulte Deefers Kopf (»Hey, Deef«) und wandte sich an mich.

»Alles klar, Kleine? Wie läuft's denn so?«

»Hallo, Dominic.«

»Was ist los? Du siehst anders aus. Verdammt, was hast du mit deinen Haaren gemacht?«

»Dasselbe wollte ich dich fragen.«

Er grinste und fuhr sich mit der Hand über den blond gefärbten Kurzhaarschnitt. »Gefällt's dir?«

»Sehr schick. Surfermäßig. Sehen alle so aus in Liverpool?«

»Na ja, sie sehen jedenfalls nicht so aus«, sagte er und strich mir übers Haar. »Hübsch. Wie nennt sich der Stil – Igel?«

»Igel haben Stacheln«, erwiderte ich und richtete ein Haar-gummi gerade. »Das sind Puschel.«

»Puschel? Na klar.« Er paffte seine Zigarette. »Wie findest du es denn, Dad?«

»Ich finde, es steht ihr«, sagte Dad. »Und abgesehen davon hab ich lieber einen Igel in der Familie als einen Neonazi-Surfer.«

Dominic lächelte, während er weiter auf meine Haare schaute.

»Und was hält dein Liebster davon?«, fragte er.

»Wie bitte?«

»Simon«, sagte er. »Was meint Simon dazu?«

»Keine Ahnung.«

»Ihr habt euch doch nicht etwa getrennt, oder?«

»Oh, sei doch nicht so kindisch, Dominic. Simon ist bloß ein Freund –«

»In dem Glauben möchte er dich gern lassen.«

Ich stöhnte. »Mann, ich dachte, du würdest erwachsen, wenn du zur Uni gehst?«

»Ich doch nicht«, antwortete er und zog ein Gesicht. »Ich entwickle mich rückwärts.«

All die schlechten Erinnerungen an Dominic kamen langsam wieder hoch. Das Sticheln, die höhnischen Bemerkungen, dass er mich ständig auf den Arm nahm und wie ein dummes kleines Mädchen behandelte . . . Ich glaube, das war einer der Gründe, warum ich ein bisschen verhalten war über seine Rückkehr – ich wollte nicht mehr wie ein dummes kleines Mädchen behandelt werden, schon gar nicht von jemandem, der sich selbst nicht dem eigenen Alter entsprechend aufführte. Und die Tatsache, dass ich ein Jahr zugebracht hatte, *ohne* ständig wie ein Trottel behandelt zu werden, machte das Ganze noch schlimmer. Ich war es nicht mehr gewöhnt. Und wenn man etwas nicht gewöhnt ist, ist es noch schwerer, damit klarzukommen. Deshalb wurde ich langsam sauer.

Aber dann, gerade als ich dabei war, ernstlich wütend zu werden, reichte Dominic nach hinten und berührte ganz leicht meine Wange.

»Schön, dich zu sehen, Cait«, sagte er sanft.

Einen Moment war er wieder der Dominic, den ich kannte, bevor er volljährig wurde, der *wahre* Dominic, der, der auf mich aufpasste, wenn es nötig war, dass jemand auf mich aufpasste – mein großer Bruder. Aber fast im selben Augenblick zuckte er die Schultern und wandte sich ab, als wäre er sich selbst unangenehm, und das alte Großmaul Dom war wieder da.

»Hey Dad«, donnerte er los, »verdammst, wann besorgst du dir endlich ein neues Auto?«

»Und wozu brauche ich ein neues Auto?«

»Weil das hier ein verfluchter Schrotthaufen ist.«

Sehr freundlich.

Der Inselhimmel hat sein eigenes unverkennbares Licht, einen schillernden Glanz, der sich mit den Stimmungen der See verändert. Es ist nie gleich und doch immer gleich. Wenn ich es sehe, weiß ich jedes Mal, dass ich gleich zu Hause bin.

Zu Hause, das ist eine kleine Insel mit Namen Hale. Sie hat eine Länge von ungefähr vier Kilometern und bringt es an der breitesten Stelle auf zwei Kilometer. Mit dem Festland ist sie durch eine schmale Straße verbunden, die auf einem kurzen Damm das Mündungsgebiet des Flusses durchquert. Die meiste Zeit würde ein Fremder gar nicht merken, dass es ein Damm ist, und auch nicht glauben, dass Hale eine Insel ist, denn in der Regel ist die Mündung nichts als eine weite Fläche aus Reet und braunem Schlick. Aber bei Springflut, wenn das Wasser der Mündung etwa einen halben Meter über die Straße steigt und niemand mehr rüberkann, bis die Ebbe einsetzt, dann weiß man, es ist eine Insel.

Aber als wir an jenem Freitagnachmittag die Mündung erreichten, war Ebbe und der Damm lag klar und trocken in der flimmernden Hitze vor uns – ein erhöhter Streifen blassgrauer Beton, begrenzt von weißen Geländern, unterhalb davon auf beiden Seiten ein Fußweg und Kopfsteinpflaster als Uferbefestigung bis hinunter ins Wasser. Hinter den Geländern glänzte die Mündung in diesem wunderbaren silbernen Licht, das nachmittags aufkommt und bis zum frühen Abend anhält.

Wir waren halb über den Damm, als ich Lucas sah.

Ich erinnere mich ziemlich genau an den Moment: Dominic lachte gerade dröhnend über irgendetwas, das er gesagt hatte, und tastete dabei seine sämtlichen Taschen ab auf der Suche nach einer neuen Zigarette; Dad versuchte, so gut er

konnte, amüsiert zu wirken und zog müde an seinem Bart; Deefers saß wie immer kerzengerade in seiner Ich-bin-ein-sehr-ernster-Hund-in-einem-Auto-Pose und blinzelte nur ab und zu mal; ich hatte mich zur Seite gelehnt, um den Himmel besser sehen zu können. Nein . . . das kriege ich besser hin. Ich erinnere *exakt* meine Haltung. Ich saß leicht rechts von der Mitte der Rückbank, die Beine übereinander geschlagen und ein wenig nach links gebeugt, um über Dominics Schulter hinweg durch die Windschutzscheibe zu sehen. Den linken Arm hatte ich ausgestreckt und um Deefers Rücken gelegt, die Hand ruhte auf seiner Decke, die voller Staub und Hundehaare war. Mit der rechten Hand hielt ich mich am Rahmen des offenen Fensters fest, damit ich mehr Halt hatte. Ich erinnere alles noch ganz genau. Das Gefühl des heißen Metalls in meiner Hand, die Gummileiste, den kühlenden Wind auf den Fingern . . .

Das war der Moment, als ich ihn zum ersten Mal sah – eine einsame Gestalt am äußersten Ende des Damms, auf der linken Straßenseite, mit dem Rücken zu uns, unterwegs zur Insel.

Abgesehen vom Wunsch, Dominic möge endlich aufhören so laut herumzublöken, war mein erster Gedanke: Wie seltsam, jemanden über den Damm gehen zu sehen. Leute, die zu Fuß unterwegs sind, gibt es hier selten. Die nächste Stadt ist Moulton (wo wir gerade herkamen), ungefähr fünfzehn Kilometer weit weg auf dem Festland; zwischen Hale und Moulton gibt es nichts außer kleinen Ferienhäusern, Bauernhöfen, Heideland, Viehweiden und ein, zwei abgelegenen Pubs. Deshalb gehen die Inselbewohner nie zu Fuß, es gibt einfach nichts in der Nähe, *wohin* man laufen könnte. Und

wenn man nach Moulton will, fährt man entweder mit dem Auto oder nimmt den Bus. Daher sind die einzigen Fußgänger, mit denen man hier in der Gegend rechnen kann, Wanderer, Vogelliebhaber, Wildddiebe oder, ganz selten, Leute wie ich, die einfach gern laufen. Doch selbst aus der Entfernung konnte ich erkennen, dass die Gestalt da hinten in keine dieser Kategorien passte. Ich war mir nicht ganz im Klaren, warum, aber ich wusste es. Deeper wusste es auch. Er hatte die Ohren gespitzt und blinzelte neugierig durch die Windschutzscheibe.

Als wir näher kamen, konnte ich die Gestalt besser wahrnehmen. Es war ein junger Mann oder ein Junge, lässig angezogen mit graugrünem T-Shirt und ausgebeulter grüner Hose. Er hatte sich eine Armyjacke um die Taille gebunden und eine grüne Leinentasche über die Schulter geworfen. Das Einzige an ihm, was nicht grün war, waren die zerschlissenen schwarzen Boots an seinen Füßen. Auch wenn er eher klein wirkte, war er doch nicht so schwächling, wie ich anfangs gedacht hatte. Er war zwar nicht unbedingt muskulös, aber er sah auch nicht eben schwächlich aus. Es ist schwer zu erklären. Er besaß so etwas wie eine verborgene Kraft, eine anmutige Stärke, die sich in seiner Ausgeglichenheit zeigte, in seiner Haltung, in der Art, wie er ging . . .

Wie ich schon sagte, wenn ich an Lucas' Gang denke, muss ich jedes Mal lächeln. Ich habe diesen Gang noch unglaublich lebendig in Erinnerung; sobald ich meine Augen schließe, sehe ich ihn genau vor mir. Ein lockeres Traben. Schön und stetig. Nicht zu schnell und nicht zu langsam. Schnell genug, um irgendwo hinzukommen, aber nicht so

schnell, dass er unterwegs etwas verpassen würde. Federnd, lebhaft, entschlossen, unbeschwert und ohne Eitelkeit. Ein Gang, der sich in alles, was ihn umgab, einfügte und doch von allem unberührt blieb.

Man kann an der Art, wie Menschen gehen, viel über sie erfahren.

Als der Wagen noch näher herankam, merkte ich, dass Dad und Dominic aufgehört hatten zu reden, und ich war mir plötzlich einer eigenartigen, fast geisterhaften Stille bewusst, die in der Luft lag, nicht nur im Auto, sondern auch draußen. Die Vögel hatten aufgehört zu singen, der Wind hatte sich gelegt und der Himmel am Horizont hatte sich zum strahlendsten Blau aufgehellert, das ich je gesehen habe. Es war wie in einer dieser Filmszenen in Zeitlupe, die in absoluter Stille ablaufen, wenn einem die Haut anfängt zu prickeln und man einfach *weiß*, dass jeden Moment etwas Gewaltiges passieren wird.

Dad fuhr mit mehr oder weniger gleich bleibender Geschwindigkeit, wie er das immer tut, aber jetzt schien es, als würden wir uns kaum bewegen. Ich konnte die Reifen auf der trockenen Straße summen hören und die Luft, die am Fenster vorbeisauste, und ich konnte die Geländer auf beiden Seiten in verschwommenem Weiß vorbeizucken sehen, daher wusste ich, *dass* wir uns bewegten, aber die Entfernung zwischen uns und dem Jungen schien sich nicht zu verändern.

Es war unheimlich. Fast wie ein Traum.

Dann, mit einem Mal, schienen Zeit und Entfernung wieder voranzutaumeln und wir fuhren auf gleiche Höhe mit dem Jungen. Als es so weit war, wandte er seinen Kopf und sah uns an. Nein, das ist falsch – er wandte seinen Kopf und sah *mich*

an. Genau mich. (Als ich vor kurzem mit Dad darüber sprach, sagte er, er hätte genau das gleiche Gefühl gehabt – dass Lucas *ihn* ansah, als wäre *er* die einzige Person auf der ganzen Welt.)

Es war ein Gesicht, das ich nie vergessen werde. Nicht einfach wegen seiner Schönheit – obwohl Lucas ohne jeden Zweifel schön war –, sondern mehr wegen seines wunderlichen Ausdrucks, *jenseits* von allem zu sein. Jenseits der blassblauen Augen, der zerzausten Haare und des traurigen Lächelns . . . jenseits all dessen gab es noch etwas anderes.

Etwas . . .

Ich weiß noch immer nicht, was es war.

Dominic brach den Bann, indem er aus dem Fenster starrte und stöhnte: »Was ist *das* denn für einer, verdammt?«

Und dann war der Junge fort, vorübergesaust in den Hintergrund, während wir den Damm verließen und abdrehten Richtung Osten der Insel.

Ich wollte zurückschauen. Ich war wild entschlossen zurückzuschauen. Aber ich konnte nicht. Ich hatte Angst, dass er vielleicht nicht mehr da war.

Der Rest der Fahrt hatte etwas von einem verschwommenen Bild. Ich erinnere mich, dass Dad ein eigenartiges schniefendes Geräusch machte und mich im Spiegel ansah, dann räusperte er sich und fragte, ob mit mir alles in Ordnung sei.

Und ich weiß noch, wie ich antwortete: »Hm hmm.«

Und dass Dominic fragte: »Kennst du ihn, Cait?«

»Wen?«

»Den Gammeltypen, den kleinen Lump . . . dieses komische Etwas, das du da eben angestarrt hast.«

»Halt die Klappe, Dominic.«

Er lachte und äffte mich nach – »*Halt die Klappe, Dominic.*« – und dann wechselte er das Thema.

Ich erinnere mich, wie Dad einen Gang herunterschaltete und danach den Wagen in einem seltenen Ausbruch von Vertrauen den Black Hill hochjagte, und ganz vage erinnere ich noch, dass wir an dem Schild *Beware Tractors*, zu Deutsch: *Vorsicht, Traktoren*, vorbeifahren, von dem allerdings die beiden Buchstaben *T* und *r* durch eine Hecke verdeckt sind, so dass man liest: *Beware actors – Vorsicht, Schauspieler*. Jedes Mal, wenn wir dran vorbeifahren, sagt einer von uns: *Guck mal, John Wayne!* Oder *Hugh Grant* oder *Brad Pitt* . . . Aber ich erinnere mich nicht, wer es an dem Nachmittag sagte.

Ich war eine Zeit lang irgendwo anders.

Wo, weiß ich nicht.

Alles, woran ich mich erinnere, ist ein seltsames Schwirren in meinem Kopf, eine derart intensive Erregung und Trauer, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte und vielleicht auch nie wieder spüren werde.

Es war, als ob ich gewusst hätte – da schon –, was passieren würde.

Während des letzten Jahres habe ich mich oft gefragt, was gewesen wäre, wenn ich Lucas an dem Tag nicht gesehen hätte. Wenn wir den Damm zehn Minuten früher überquert hätten oder zehn Minuten später. Wenn Dominics Zug Verspätung gehabt hätte. Wenn Flut gewesen wäre. Wenn Dad auf dem Rückweg noch tanken gefahren wäre. Wenn Lucas, wo immer er herkam, einen Tag früher oder später aufgebrochen wäre . . .